

Tobias Kläden
Michael Schüßler (Hg.)

Zu schnell für Gott?

Theologische Kontroversen
zu Beschleunigung
und Resonanz



HERDER

ZU SCHNELL FÜR GOTT?

Theologische Kontroversen
zu Beschleunigung und Resonanz

Begründet von
KARL RAHNER UND HEINRICH SCHLIER

Herausgegeben von
PETER HÜNERMANN UND THOMAS SÖDING

QD 286
ZU SCHNELL FÜR GOTT?



Internationaler Marken- und Titelschutz: Editiones Herder, Basel

ZU SCHNELL FÜR GOTT?

Theologische Kontroversen
zu Beschleunigung und Resonanz

Herausgegeben von
Tobias Kläden und Michael Schüßler

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2017
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Umschlagkonzeption: Finken und Bumiller, Stuttgart
Umschlaggestaltung: Verlag Herder
Umschlagmotiv: shutterstock
Satz: Barbara Herrmann, Freiburg
Herstellung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN Print 978-3-451-02286-9
ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-82286-5

Inhalt

Einleitung	9
<i>Tobias Kläden/Michael Schüßler</i>	

I. Kontroversen zur Resonanzkrise beschleunigten Lebens

Gelingendes Leben in der Beschleunigungsgesellschaft. Resonante Weltbeziehungen als Schlüssel zur Überwindung der Eskalationsdynamik der Moderne	18
--	----

Hartmut Rosa

Dialektik der Beschleunigung. Theologie als Zeitdiagnose	52
---	----

Hans-Joachim Höhn

Beschleunigungserfahrungen. Subjekttheoretische Voraussetzungen	72
--	----

Ottmar John

Religion in der Resonanzkrise. Provokationen und Ermutigungen christlichen Glaubens, die an der Zeit sind	94
---	----

Martin Rohner/Stephan Winter

Beschleunigung aus der Perspektive eschatologischer Zeitpastoral. Theologische Aspekte von Entfremdung und Resonanz	115
---	-----

Ottmar Fuchs

Beschleunigungsapokalyptik und Resonanzutopien. Eine theologische Kritik der Zeit- und Sozialphilosophie Hartmut Rosas	153
--	-----

Michael Schüßler

II. Theologie und Kirche vor der Herausforderung der Beschleunigung

Die Zeitpraktiken der Spätmoderne und ihre paradoxen Folgen für die Pastoral	186
<i>Stefan Gärtner</i>	
Seelsorgerinnen und Seelsorger in einer beschleunigten Gesellschaft	202
<i>Martin Spaeth</i>	
Zwischen Chronos und Kairos. Versuch einer pastoralen Zeitdiagnose im Gespräch mit Hartmut Rosas Resonanztheorie	222
<i>Kristin Merle</i>	
Zeit und Gender. Bausteine sozialer Konstruktion	237
<i>Hildegard Wustmans</i>	
Kein Halten mehr? Konturen einer beschleunigungssensiblen Religionspädagogik	249
<i>Bernhard Grümm</i>	
Aus der Zeit gefallen? Katholische Verbände unter Veränderungs- und Beschleunigungsdruck	261
<i>Hubert Wissing</i>	
Horizonte zum Leben. Welche Chance hat persönliches ZeiterLeben im Korsett sozioökonomischer Zeitstrukturen?	280
<i>Georg Horntrich</i>	
Die Zeit gehört uns? – Wir sind die Zeit!	294
<i>Friedhelm Hengsbach SJ</i>	

III. Fundamentalpastorale Reprise

Was erlöst?

Die Theologie angesichts soziologischer (Welt-)Frömmigkeit
in spätkapitalistischen Zeiten 310
Rainer Bucher

Herausgeber / Autorinnen und Autoren 334

Einleitung

Tobias Kläden/Michael Schüßler

Viele Gegenwartsanalysen sehen in der Beschleunigung das zentrale Kennzeichen modernen Lebens. Nach der vielleicht elaboriertesten Analyse des Soziologen Hartmut Rosa können sich moderne Gesellschaften nur dynamisch stabilisieren, d. h. ihre Strukturen lassen sich nur durch beständiges Wachsen, Steigern und Intensivieren erhalten. Entschleunigungsversuche sind demgegenüber meist vergeblich; zudem gleicht Entschleunigung der Beschleunigung im Ziel der möglichst effektiven Zeitnutzung. Schnelligkeit oder Langsamkeit sind aber nicht an sich problematisch bzw. erstrebenswert. Zeitpraktiken sind dann problematisch, wenn sie zu Entfremdung und Beziehungslosigkeit führen. Anzustreben wären daher, so Rosa, resonante Weltbeziehungen, die sich etwa im Erleben von Liebe, Freundschaft, Kunst, Natur, aber auch Religion finden lassen. Resonanz bedeutet, in Beziehung zu sein mit etwas, das mit eigener Stimme spricht, ohne mir verfügbar oder komplett anverwandelt zu sein.

Auf den ersten Blick scheint dies von Seiten der Theologie und der Kirche her sehr anschlussfähig zu sein. Könnte das Streben nach Resonanz die temporalen Kränkungen heilen, die die Kirche durch die verflüssigten Zeitstrukturen der Moderne zu erleiden hat, dass sie nämlich das Zeitregime über die (meisten) Menschen verloren hat? Zweifel melden sich an: Insbesondere die negative Theologie, die Gott als den *deus absconditus*, den verborgenen, nicht-antwortenden Gott sieht, betont die Unverfügbarkeit Gottes und der Gottesbeziehungen. Aus dieser Perspektive gerät die Nichtherstellbarkeit von Resonanz in den Blick. Resonanz ereignet sich ohne Planbarkeit. So kann die zentrale Zeitstruktur der Gegenwart treffend als Ereignis-Dispositiv beschrieben werden. Statt apokalyptischer Befristung, die die Zeit der Gegenwart – tendenziell kulturpessimistisch – als Gegner sieht, ist Zeit als Bewahrungsort des Evangeliums zu verstehen.

Im ersten Teil des Bandes werden die Analysen Rosas zu Beschleunigung und Resonanz aus theologischen Perspektiven kontrovers diskutiert. Die Spur entfaltet sich im Spannungsfeld von konstruktiven Rezeptionsversuchen und theologischer Kritik.

Gleich zu Beginn macht *Hartmut Rosa* mit dem aktuellen Stand seiner zeit- und sozialphilosophischen Theoriebildung bekannt. Er verdichtet den Ertrag seiner bisherigen, international beachteten Arbeiten in acht Thesen. Sie zeigen, was aus den Versprechen der Moderne heute geworden ist: Das Hamsterrad eines rasenden Stillstands (*Virilio*). Anschließend stellt Rosa den neuesten Stand einer „Soziologie des guten Lebens vor“, das viel diskutierte Konzept der Resonanz. Anschließend vertieft er seine Überlegung zur Religion als vertikaler Resonanzachse, als Antwortverhältnis zu einer „umgreifenden Realität“. Die Tiefenresonanz des Betens, Bruno Latours Religionserkundungen und der theologische Perichoresebegriff treffen sich hier im resonanztheoretisch gewendeten Motto gesellschaftskritischer Basisbewegungen: *Eine andere Welt(beziehung) ist möglich*.

Anschließend skizziert *Hans-Joachim Höhn* seine über Jahre gereifte Version einer theologischen Zeitdiagnose. Der kinetische Imperativ „Schneller! Weiter! Mehr!“, wie auch Rosa ihn analysiert, bekommt bei Höhn die Qualität eines Zeichens der Zeit. Kirche und Theologie können den beschleunigten Zeitverhältnissen nicht ausweichen, wollen sie nicht zugleich auch am Evangelium vorbeigehen. Höhn entwickelt dann ein christliches Profil der drei Zeitmodi: Aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wird ein anamnetisches, ein kairologisches und ein eschatologisches Zeitverhältnis herausgearbeitet. Als Konsequenz formuliert Höhn zum Ende hin das kritische Potenzial eines derart christlich konzipierten Zeitverhältnisses: Es trägt dazu bei, die Dialektik der Beschleunigung aufzudecken.

Ottmar John untersucht subjekttheoretische Voraussetzungen der Debatte; gleichzeitig kontrastiert er damit die Positionen von Rosa und Schüßler. Während Rosa in der Gefahr stehe, die Beschleunigungsphänomene zu dämonisieren, drohen diese bei Schüßler gleich als Ereignis Gottes heiliggesprochen zu werden. John argumentiert dabei routiniert aus dem breiten Strom katholischer Systematischer Theologie heraus, die sich vom Begriff eines in reflexiver Freiheit sich selbst bewusstwerdenden Subjekts her entwirft. Das steigerefixierte entfesselte Subjekt der Moderne erscheint dann als hal-

biertes Subjekt, dem die Einsicht in die eigene Begrenztheit abhandengekommen ist. Bei der Frage nach Dämonisierung oder Divinisierung beschleunigter Zeiten kommt John zu dem Schluss, letztlich fänden Rosa wie Schüßler „genug Haltepunkte in alteuropäischen Traditionen, um dieser Gefahr nicht zu erliegen“ – das zumindest könne man lernen.

Martin Rohner und *Stephan Winter* versuchen eine theologisch konstruktive Rezeption der Resonanzthese. Sie reformulieren die anhaltende Kirchenkrise als nicht einfach nur hausgemachte, sondern als Ausdruck einer umfassenderen Resonanzkrise: Die konstitutiven Weltverhältnisse von Theologie und Pastoral sind insgesamt einfach nicht intakt. Die Suche nach den „vibrierenden Drähten“ einer resonanten Antwortbeziehung erscheint ihnen dagegen als aussichtsreiche Alternative zu manch entfremdender „Selbstbehauptungsfixierung“ in der Kirche. Dabei gibt es auch konkrete Vorschläge: Die Resonanzkompetenz des pastoralen Personals wäre im Blick auf Mystagogie, Spiritualität und Solidarität neu zu entdecken und zu stärken.

Auch *Ottmar Fuchs* schließt zunächst in konstruktiver Weise noch einmal vertieft an Rosas engagierte Beschleunigungs- und Entfremdungskritik an. Immer in Tuchfühlung mit der biblischen Sprache bietet er zunächst eine kontingenzsensible Relecture hier angesprochener zeitdiagnostischer Diskurse. Mit der Zielsicherheit eines ganzen pastoralthologischen Forscherlebens entdeckt Fuchs viele erhellende Kontaktstellen von Resonanztheorie und nachvatikanischer Pastoraltheologie. Die grundsätzliche Zustimmung hindert ihn aber nicht daran, gut dialektisch auch kritische Aspekte offenzulegen. Als Erfahrung scheint Resonanz zu machbar formuliert, und das Versprechen auf gelingendes Leben wirke etwas hochgegriffen. Gerade die „Resonanzerfahrung der Nicht-Resonanz“ verdiene mehr Aufmerksamkeit.

Michael Schüßler verfolgt ein ähnliches Anliegen, nur in umgekehrter Richtung. Es geht ihm um eine grundsätzliche theologische Kritik an der Sozial- und Zeitphilosophie von Rosa, und zwar in konstruktiver Absicht. Er skizziert Rosas intellektuelle Herkunft als Heuristik für seine starken Wertungen, nämlich eine Beschleunigungsapokalyptik und die erlösenden Resonanzutopien. Beide soziologischen Diskurse erweisen sich als zutiefst getränkt von theologischen Denkfiguren, die selbst alles andere als harmlos sind.

Eine alternative Lesart entdeckt Schüßler dann in der grundsätzlichen „Unruhe der Welt“ (Ralf Konersmann). Auch hier werden biblische und theologische mit sozial- und zeitanalytischen Kategorien verwoben. Doch statt der Antwort „Resonanz“ erscheint das ereignisbasierte Offenhalten einer je neu ausstehenden „Antwort“ als realistischere Zeitgenossenschaft.

Der zweite Teil dieses Bandes bearbeitet die Herausforderungen der beschleunigten Gegenwart für exemplarische Felder kirchlicher Praxis. Die Beiträge dieses Teils sind geordnet von einer personalen hin zu einer politischen Perspektive.

Zu Beginn befasst sich *Stefan Gärtner* mit den paradoxen Folgen, die die gegenwärtigen Zeitpraktiken für die Pastoral haben. Sie steht selbst in der Spannung zwischen ihrer faktischen Beschleunigung und der Trägheit ihres Anliegens. Naiv wäre sowohl die Anpassung an die allgemeine soziale Beschleunigung als auch die Stilisierung als temporale Gegenwelt, die einem Rückzug aus der Gesellschaft gleichkäme. Gärtner bespricht zwei Paradoxa, vor die sich die Pastoral gestellt sieht: Das Paradox der Zeitautonomie, die es zu fördern gilt, die aber letztlich eine Illusion bleibt, und das Paradox der Entschleunigung, die als Ziel pastoraler Bemühungen angegeben, letztlich aber für die Aufrechterhaltung sozialer Beschleunigung funktionalisiert wird – oder aber eine Musealisierung des Christentums impliziert. Der Pastoral bleibt nichts anderes übrig, als in den zwar nicht großen, aber vorhandenen Freiräumen, die die Widersprüche des beschleunigten Lebens bieten, alternative Zeitpraktiken zu gestalten: etwa durch die Schaffung von Korridoren des Innehaltens, durch den freiwilligen Verzicht auf Handlungsoptionen oder durch die Pflege von „trägen Fragen“ der Biographie.

Die Person des Seelsorgers bzw. der Seelsorgerin und ihre Belastung nimmt *Martin Spaeth* in den Blick. Während der Arbeits- und Zeitdruck oft personalisiert, also auf eigenes Unvermögen zurückgeführt wird, weist Spaeth auf die exogenen Faktoren hin, die ihn bedingen, v. a. den fortschreitenden Prozess der Säkularisierung und den damit einhergehenden Religionsverlust. Letzterer ist selbst ein wesentlicher Motor für den neuzeitlichen Prozess der Beschleunigung, die ein funktionales Äquivalent für die Erwartung eines ewigen Lebens nach dem Tod darstellt. Der Mensch muss sein Heil und Glück nun innerweltlich finden. Davon ist auch das Seelsorgeper-

sonal nicht ausgenommen – was im Gegensatz steht zum Evangelium von der bedingungslosen Gnade Gottes, die unabhängig von der eigenen Leistung ist. Spaeth entfaltet eine theologisch-psychologische Zeit-Typologie entlang der Spannungspole Unendlichkeit – Endlichkeit sowie Möglichkeit – Notwendigkeit. Seelsorgerinnen und Seelsorger gehören oft dem Typus des „zeitlosen Weltverbessers“ an, mit Affinität zum „perfektionistischen Zeitoptimierer“. Techniken des Zeitmanagements sind keine wirkungsvolle Hilfe für ihren pastoralen Leidensdruck; das wäre nur eine innere Haltung, die die verkündete Botschaft von der Gnade Gottes auch selbst ernst nimmt.

Auch *Kristin Merle* bezieht sich auf das Seelsorgepersonal (in ihrer evangelischen Perspektive: den Pfarrer bzw. die Pfarrerin) und dessen temporale Herausforderungen, die sich als Heuristik eignen für die Analyse des beschleunigten Lebens moderner Zeitgenossen überhaupt. Merle bringt ihre pastoralen Zeitdiagnosen v. a. mit Rosas Überlegungen zur Resonanz ins Gespräch. Auch wenn Resonanz kein Universalschlüssel zum Verständnis einer besseren Welt ist, so inspiriert sie doch das theologische Nachdenken und kann als deskriptiver wie normativer Begriff pastoraler Alltagspraxis fungieren. Theologisch zeigt sich eine konzeptionelle Nähe zwischen religiöser Erfahrung und Resonanzerfahrung als zumindest partiellem Aussetzen der Steigerungslogik; diese konzeptionelle Nähe wird durch das Moment der Unverfügbarkeit der Erfahrung noch einmal unterstrichen. Aus theologischer Sicht kann die Beziehung der Resonanz inhaltlich qualifiziert verstanden werden als die sich (immer nur momenthaft) erschließende Erfahrung der Rechtfertigung.

Hildegard Wustmans bringt in ihrem Beitrag die Gender-Perspektive in die Debatte ein. Sie weist darauf hin, dass sowohl Zeit als auch Gender sozial konstruierte Kategorien sind. Während die lineare Zeitvorstellung mit Francis Bacon als „männliche Geburt“ charakterisiert werden kann, hat das zyklische Zeitverständnis, das eng an Vorgänge in der Natur gekoppelt ist, eine stärkere Affinität zum Alltag, der das Leben vieler Frauen prägt. Auch wenn sich in den entwickelten Industrienationen die starren Geschlechtermuster wandeln, haben Frauen nach wie vor den größten Anteil der Familienarbeit zu tragen und auch die größte Last der Synchronisation von Familie und Beruf. Es zeigen sich also auch heute noch die Schatten kapitalistischer und patriarchaler Kultur. Die Dominanz einer linea-

ren Zeitrationalität ist zu relativieren, was Wustmans mit dem Hinweis auf den Begriff der „Prozeß-Zeit“ (Karen Davies) tut: Diese ist geprägt von Kreisläufen und Zyklen, Gleichzeitigkeiten und einem hohen Anteil an Warten; statt um Schnelligkeit und Effizienz geht es um eine Rationalität des Versorgens, der Verantwortlichkeit und der Orientierung am Anderen.

Bernhard Grümme nimmt die Diskussion um Beschleunigung als Religionspädagogie auf. Bislang hat die Religionspädagogik zwar das Thema Zeit, jedoch kaum das Thema Beschleunigung bearbeitet. Ansätze einer Verlangsamungspädagogik und die Betonung von Religion als Unterbrechung versuchen die Schule und v. a. den Religionsunterricht als Entschleunigungsinsel zu konzipieren, was aber Gefahr läuft, den normativen Erosionsdruck der Beschleunigungslogik naiv zu unterschätzen. Grümme plädiert demgegenüber für eine beschleunigungssensible Religionspädagogik, die Religion als Resonanzressource aufzunehmen versucht und die Fähigkeit generieren soll, Beschleunigung wie Entschleunigung kritisch-konstruktiv zu beurteilen und Zeit inmitten der Beschleunigungsdynamik bewusst zu gestalten. Sie macht aufmerksam auf die gesellschaftlich-strukturellen Bedingungsgefüge und speist biblisches Zeitdenken als weiterführende Perspektive ein.

Nach den Konsequenzen der sozialen Beschleunigung für die katholischen Verbände fragt *Hubert Wissing*. Er zeichnet den Wandel dieser kirchlichen Sozialform zunächst historisch nach, von der Geburtsstunde Mitte des 19. Jahrhunderts über die starke lebensweltliche Prägekraft innerhalb des katholischen Milieus bis zur Zäsur des Zweiten Weltkriegs, nach dem durch den gesellschaftlichen Prozess der Individualisierung eine unaufhaltsame Milieuerosion einsetzt und den Verbänden den sozialmoralischen Nährboden entzieht. Mit Rosa rekonstruiert Wissing den gleichen Prozess soziologisch, von der vormodernen Identität a priori, die auch in den Verbänden an den sozialen Stand gebunden ist, über die stabile Identität als Normalbiografie, die den Verbänden eine Öffnung ihrer Zielgruppen erlaubt, hin zu einer spätmodernen situativen Identität, die die Verbände vor neue strukturelle Herausforderungen stellt. Sie müssen sich neu erfinden, wenn sie den Anschluss an die beschleunigte Spätmoderne nicht ganz verlieren wollen.

Georg Horntrich beschäftigt die Frage, wie angesichts des Korsetts sozioökonomischer Zeitstrukturen gute und nachhaltige Lebensver-

hältnisse individuell wie sozial möglich sind. Er schließt an Rosas Analysen zu Zeit und Beschleunigung an, identifiziert aber weitere Treiber der destruktiven Steigerungslogik aus dem wirtschaftlichen Bereich, u. a. Konkurrenz und Wettbewerb, institutionellen Druck zu Selbstverwirklichung oder Disparität von individuellem und kollektivem Verhalten. Anzuzielen wäre hingegen eine Ökonomie der Aufmerksamkeit als der wichtigsten Währung im sozialen Miteinander. Bemerkenswert ist, dass die für einen Zeitwohlstand notwendigen gesellschaftlichen und ökonomischen Veränderungsprozesse denen gleichen, die für eine nachhaltige Bewahrung der Schöpfung unabdingbar sind. Dabei helfen biblisch-theologische Aussagen zur Zeit, die in ihrer Pluralität eine rein physikalisch-lineare Zeit relativieren und Horizonte zum Leben erschließen.

Friedhelm Hengsbach schließt diesen Teil des Bandes ab mit einer engagiert vorgetragenen wirtschaftsethischen These. Danach haben die informationsgestützten Finanzmärkte seit Beginn des Jahrtausends einen Megaschub an Beschleunigung ausgelöst, der sich auf börsennotierte Unternehmen, staatliche Entscheidungsprozesse, Arbeitsverhältnisse und die Privatsphäre übertragen hat. Hengsbach fordert einen dreifachen Widerstand gegen das Regime der Beschleunigung: (a) durch die Rückkehr zum Primat der Demokratie und damit zu bewährten Verfahren und Institutionen des Sozialstaats, (b) durch eine zivilgesellschaftliche Rebellion, die sich die Ziele der Geschlechtergerechtigkeit, der Nachhaltigkeit und einer „solidarischen Halbtagsgesellschaft“ setzt, und (c) durch die „persönliche Weigerung“ gegenüber dem Regime der Beschleunigung, und zwar in Form der Entflechtung von Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Freizeit, von entschleunigtem Konsum und Mobilität sowie von Raum für Muße und Meditation.

„Was erlöst“ dann eigentlich?, fragt *Rainer Bucher* zum Schluss. In Reaktion und im Anschluss an die vorliegenden Beiträge weist Bucher einer weiteren theologischen Diskussion den Weg. Wie unterscheidet sich die soziologisch-säkulare Soteriologie Rosas von der christlichen Erlösungslehre? Im Abgleich mit dem Isenheimer Alter von Grünewald deckt Bucher die Leerstellen bei Rosa auf. In der Analyse haben der Tod und das Böse keinen realistischen Ort. Und dem immanenten Resonanzversprechen fehlt die Transzendenz des Gottesbegriffs: „Wer entscheidet darüber, wer wie welche Resonanzfähigkeit entwickeln muss, darf, nicht muss, nicht darf?“ Statt

der romantischen Verzauberung des Gewöhnlichen sieht Bucher den Realismus des Christentums in der Loyalität zu den konstitutiven Spannungen der Existenz: Es löst diese nicht, sondern trägt dazu bei, mit ihnen zu leben. Die Theologie solle Rosa lesen, weil sie bei ihm die anstehenden Themen der Gegenwart entdecken könne. Ihre Antworten, so Bucher, muss sie allerdings selbst entwickeln.

Dieser Band geht zurück auf ein Fachgespräch, das von der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP) der Deutschen Bischofskonferenz im Oktober 2015 in Erfurt veranstaltet wurde. Im Rahmen dieser Tagung diskutierte Hartmut Rosa seine Thesen zu Beschleunigung und Resonanz mit Vertreterinnen und Vertretern unterschiedlicher theologischer Disziplinen und kirchlicher Handlungsfelder. Im Hintergrund stand dabei die Annahme, dass die Zeitstrukturen der dynamisierten Moderne eine Bedeutung haben, die aus kirchlicher und theologischer Sicht noch längst nicht aufgearbeitet und daher auch für eine gegenwartssensible missionarische Pastoral von hoher Relevanz ist. Für die vorliegende Publikation, die in Kooperation zwischen der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral und dem Lehrstuhl für Praktische Theologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen entstand, wurden Diskussionsbeiträge des Fachgesprächs weiter ausgearbeitet und einige zusätzliche Artikel aufgenommen.

Die Herausgeber danken den Autorinnen und Autoren der Beiträge herzlich für ihre Mitarbeit an diesem Projekt, Prof. em. Dr. Dr. h.c. Peter Hünemann für die Aufnahme in die Reihe *Quaestiones Disputatae* und Herrn Clemens Carl vom Verlag Herder für die unkomplizierte Zusammenarbeit. Für die sorgfältige Textbearbeitung geht ein besonderer Dank an die beiden studentischen Mitarbeiter*innen am Lehrstuhl für Praktische Theologie in Tübingen, Simon Linder und Natalie Wittek.

Erfurt und Tübingen, im Februar 2017

Tobias Kläden

Michael Schüßler

I.
**Kontroversen zur Resonanzkrise
beschleunigten Lebens**

Gelingendes Leben in der Beschleunigungsgesellschaft

Resonante Weltbeziehungen als Schlüssel zur Überwindung der Eskalationsdynamik der Moderne

Hartmut Rosa

Was ist das gute Leben? Und was hält uns davon ab, dieses zu erreichen? Das war die Frage, die mich zu meinen Analysen der modernen Beschleunigungsprozesse angetrieben hat. Beschäftigen wir uns mit dem Problem der Zeitknappheit und dem Wunsch nach Zeitwohlstand, dann stellen sich diese Fragen unweigerlich, denn *wie wir leben wollen*, ist letztlich nur ein anderer Ausdruck für die Frage, *wie wir unsere Zeit verbringen sollen*. Mein ‚Beschleunigungsbuch‘¹ ist inzwischen mehr als zehn Jahre (und elf Auflagen) alt. Seither hat sich mein Denken in zwei Richtungen weiterentwickelt. Zum Ersten begreife ich die dargelegten Beschleunigungsprozesse als Symptome und Konsequenzen des Umstandes, dass sich moderne Gesellschaften nur dynamisch zu stabilisieren vermögen, dass sie also systematisch und strukturell auf Steigerung hin angelegt und deshalb darauf angewiesen sind, immerfort zu wachsen, sich zu verändern und schneller zu werden, um ihre Struktur und Stabilität zu erhalten. Zum Zweiten habe ich das bisher nur angedeutete Konzept der Resonanz als Gegenbegriff zur Entfremdung systematisch ausformuliert und so einen neuen Maßstab des gelingenden Lebens vorzuschlagen versucht.² Im Folgenden möchte ich zunächst acht Thesen formulieren, welche den Modus der dynamischen Stabilisierung und die sich daraus ergebenden Konsequenzen für die Subjekte als Kernmerkmale der Moderne erläutern. Im zweiten Schritt will ich dann die Umrisse meiner Resonanztheorie darlegen und zuletzt auf die Rolle, welche die Religion darin spielt, eingehen.

¹ Vgl. Hartmut Rosa, *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*, Frankfurt/M. 2005.

² Vgl. *ders.*, *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*, Berlin 2016.

I. Acht Thesen zur dynamischen Stabilisierung

1. Modernethese

Anders als in der Philosophie oder den Kulturwissenschaften, in denen die ‚Moderne‘ häufig als epistemisches und normatives Projekt samt den damit verbundenen Veränderungen der Legitimationsmuster und der sozialen und kulturellen Praktiken verstanden wird, hat sich in den Sozialwissenschaften weitgehend die Vorstellung durchgesetzt, dass die Moderne in erster Linie als eine transformative, prozesshafte Veränderung zu begreifen sei, wie sie etwa in ‚klassischen‘, an Parsons angelehnten *Modernisierungstheorien* beschrieben wird³. Aber auch viele andere, ja die meisten der heute diskutierten *Gesellschaftstheorien* konzeptualisieren die Moderne im Sinne eines (mehr oder minder gerichteten) Prozesses als Transformation, als deren Kern dann in der Regel fortlaufende soziale Differenzierung, Rationalisierung, Individualisierung oder Domestizierung (Naturbeherrschung) ausgemacht wird⁴. In meinem Beschleunigungsbuch habe ich zu zeigen versucht, dass die darüber identifizierten und bezeichneten Veränderungstendenzen sich systematisch und widerspruchsfrei zusammenbringen lassen unter einen einzigen Begriff der *sozialen Beschleunigung*, so dass als ‚Kern der Moderne‘ bzw. der Modernisierung ein bis heute andauernder Prozess der Dynamisierung (oder des *In-Immer-Schnellere-Bewegung-Setzens*) der materiellen, sozialen und geistigen Verhältnisse bestimmt werden kann. Von entscheidender Bedeutung ist dabei jedoch, dass die Eigenlogik der Dynamisierung – anders als es die Metapher vom *Projekt* der Moderne nahelegt – inzwischen selbst zu einem strukturellen Zwang geworden ist. Moderne Gesellschaften sind dadurch gekennzeichnet, dass sie ihre Teilbereiche und ihre Sozialstruktur nur noch dynamisch zu stabilisieren und zu reproduzieren vermögen; sie gewinnen Stabilität gleichsam *in und durch Bewe-*

³ Vgl. Wolfgang Zapf, *Modernisierung und Modernisierungstheorie*, in: ders. (Hg.), *Die Modernisierung moderner Gesellschaften*, Frankfurt/M. 1990, 23–39.

⁴ Vgl. Hartmut Rosa, *Modernisierung als soziale Beschleunigung – kontinuierliche Steigerungsdynamik und kulturelle Diskontinuität*, in: Thorsten Bonacker/Andreas Reckwitz (Hg.), *Kulturen der Moderne. Soziologische Perspektiven der Gegenwart*, Frankfurt/M. 2007, 140–172.

gung. Daher möchte ich an dieser Stelle nun die folgende Definition vorschlagen: *Eine Gesellschaft ist modern, wenn sie sich nur (noch) dynamisch zu stabilisieren vermag, wenn sie also systematisch auf Wachstum, Innovationsverdichtung und Beschleunigung angewiesen ist, um ihre Struktur zu erhalten und zu reproduzieren.* Die Trias Wachstum, Beschleunigung und Innovationsverdichtung lässt sich dabei als zeitliche (Beschleunigung), sachliche (Wachstum) und soziale (Innovationsverdichtung) Dimension eines einzigen Dynamisierungsprozesses verstehen, der sich seinerseits als *Mengensteigerung pro Zeiteinheit* definieren lässt. Diese letztere Definition ist exakt die Bestimmung von ‚Beschleunigung‘, die ich meiner Theorie der Beschleunigung zugrunde gelegt habe. Weil dieser umfassende Beschleunigungsbegriff jedoch die Zeitdimension über die beiden anderen Aspekte privilegiert bzw. die sachlichen und sozialen Konsequenzen sprachlich nahezu invisibilisiert, möchte ich hier stattdessen lieber jene begriffliche Trias verwenden. Denn insbesondere der (materielle) Wachstumszwang moderner (kapitalistischer) Gesellschaften erweist sich angesichts der sich abzeichnenden ökologischen Krisen des 21. Jahrhunderts als problematische Konsequenz dynamischer Stabilisierung.

Der unbestreitbare Vorteil einer solchen ‚prozessualen‘ und zugleich strukturlogischen Bestimmung moderner Gesellschaften besteht darin, dass sie ohne jene normativen Vorentscheidungen auskommt, welche nicht nur die Idee eines ‚Projekts der Moderne‘ belasten, sondern auch die (quasi-teleologischen) ‚klassischen‘ Modernisierungstheorien und selbst noch die Identifikation von Modernisierung als Rationalisierung, Differenzierung, Individualisierung oder progressive Naturbeherrschung im Sinne der instrumentellen Vernunft. Daher erlaubt der in der hier vorgeschlagenen Moderne-Definition verwendete Begriff einerseits die bruchlose Inklusion von ‚Multiple Modernities‘ auch und gerade dort, wo entscheidende normative Momente oder kulturelle Elemente des ‚Projekts der Moderne‘ nicht ausgebildet oder dezidiert negiert werden, oder wo sich jene postulierten Tendenzen der Individualisierung, der Rationalisierung oder der (funktionalen) Differenzierung nicht entwickelten oder als reversibel erwiesen. Dynamische Stabilisierung ist konzeptuell beispielsweise umstandslos mit ‚totalitären‘ Gesellschaftsverfassungen kompatibel. Andererseits vermeidet die Moderne-Definition der dynamischen Stabilisierung die ‚Beliebigkeitsfalle‘

mancher Ansätze etwa des Postkolonialismus, welche zwar mit überzeugenden Argumenten die ‚Multiplizität‘ und Pluralität der Moderne herausarbeiten, aber hinter dieser Vielfalt die Einheit nicht mehr kenntlich zu machen vermögen, ‚Moderne‘ daher nur noch als leere Chiffre oder chronologisch bestimmtes, aber vollkommen substanzloses Epochenkonzept verwenden können⁵. Über den Begriff der dynamischen Stabilisierung lassen sich moderne und nicht-moderne Gesellschaften ganz unabhängig von ihrer historischen Einordnung trennscharf unterscheiden – freilich um den Preis der Möglichkeit, dass auf diese Weise auch eine historisch eindeutige ‚vormoderne‘ Gesellschaft als ‚modern‘ zu klassifizieren sein könnte.

Hier freilich zeigt sich zunächst noch eine begriffliche Unschärfe: Was genau besagt Status-quo-Erhaltung durch Steigerung, ist das nicht eine *contradictio in adjecto*? Impliziert Steigerung nicht notwendig eine Status-quo-Veränderung? Was also wird stabilisiert und was wird gesteigert? Ich habe den (auf Paul Virilio zurückgehenden) Begriff des „rasenden Stillstandes“ (hyper-accelerated standstill) verwendet, um diese Komplementarität von Veränderungszwang und Erstarrungstendenz zum Ausdruck zu bringen. Kurzgefasst lautet meine Antwort, dass mit struktureller Reproduktion und Stabilisierung des Status quo drei zentrale Ebenen der modernen Sozialformation gemeint sind. Zum Ersten ist dies ihre grundlegende institutionelle Ordnung; das, was auch als „Basisinstitutionen“ der Gesellschaft bezeichnet werden kann – die konkurrenzkapitalistische Marktwirtschaft, die politische Demokratie, das Sozialstaatsregime, aber auch das Wissenschafts- und Bildungssystem. Wie sehr alle diese Institutionen unter Druck kommen, wenn etwa das Wachstum dauerhaft ausbleibt, lässt sich derzeit instruktiv an den Systemkrisen im Süden Europas, insbesondere Griechenlands, studieren. Dabei geht es nicht um die Erhaltung einzelner institutioneller Elemente oder Regeln, sondern um die Stabilisierung der institutionellen Ordnung als solcher.

Zum Zweiten reproduziert sich jedoch auch die sozialstrukturelle Ordnung, das heißt das Muster der sozioökonomischen Stratifizierung von Klassen und Schichten, in der und durch die Logik der Steigerung. Damit verknüpft ist, zum Dritten, die Operationslogik

⁵ Vgl. ebd.

der sozialen Akkumulation und Allokation. Was sich dynamisch stabilisiert, ist nicht zuletzt die Logik der Steigerung selbst: Hinter und jenseits aller materiellen, substantiellen und sogar institutionellen Veränderungen bleiben der Zwang zur Steigerung und die Logik des Wettbewerbs unverändert und kontinuierlich erhalten. Das „stahlharte Gehäuse“, das Max Weber hinter der Geschäftigkeit und Dynamik der Moderne identifizieren zu können glaubte, wird ganz wesentlich von den Imperativen der Trias Wachstum, Beschleunigung und Innovierung, das heißt durch den Zwang zu wachsen, schneller zu werden und veränderungsfähig zu sein, gebildet.

Es ist damit die Gleichzeitigkeit von invariablem, statischem Steigerungszwang und eskalatorischer Veränderung, welche das Spezifikum der modernen Gesellschaft bildet und die es zu verstehen gilt, um die institutionalisierte Weltbeziehung der Moderne zu entschlüsseln. Denn jene Trias der Steigerungsimperative führt nicht zu langsam und stetig anwachsenden Geschwindigkeiten, Produktionsvolumen und Veränderungsraten, sondern unmittelbar in einen Zirkel der Eskalation: Wenn die Steigerungsraten prozentual ungefähr gleichbleiben, nehmen die substantiellen Wachstums- und Veränderungsvolumen exponentiell im Sinne von Eskalationskurven zu. Die Mengen an produzierten, distribuierten und konsumierten Gütern, an verbrauchten Rohstoffen und an Veränderungen steigen ebenso rasant an wie die Verarbeitungsgeschwindigkeiten von Computern oder die Ausbreitungsgeschwindigkeiten von Neuerungen usw. Die stählerne Härte dieser Eskalationsdynamik macht sich dann in folgendem Umstand bemerkbar: Ganz gleich, wie erfolgreich wir in diesem Jahr individuell und kollektiv gelebt, gearbeitet und gewirtschaftet haben, nächstes Jahr müssen wir noch ein wenig schneller, effizienter, innovativer und besser werden, um unseren Platz in der Welt zu halten – und im darauffolgenden Jahr hängt die Latte dann noch ein Stückchen höher. Tatsächlich verhalten sich Erfolg, Stärke und Effizienz der Gegenwart sogar proportional zur Stärke des Steigerungszwangs in der Zukunft: Je stärker die Wirtschaft in diesem Jahr wächst, je innovativer wir sind und je schneller wir werden, umso schwerer wird es im nächsten Jahr, die diesjährigen Leistungen noch einmal zu übertreffen und dabei möglichst die Steigerungsraten zu halten. Hierin manifestiert sich auf besonders eindrucksvolle Weise die Irrationalität der ‚blindlaufenden‘ modernen Eskalationslogik: Die Anstrengungen von heute bedeuten

keine nachhaltige Erleichterung für morgen, sondern ein Erschweren und eine Problemverschärfung.

Um zu begreifen, was es bedeutet, dass der Zwang zur Steigerung selbst zu einem Kernelement des kulturellen und strukturellen Status quo geworden ist, ist es hilfreich, sich noch einmal in knapper Form vor Augen zu führen, wie umfassend und radikal sich der Übergang von einem gleichsam adaptiven, mimetischen oder bedarfsdeckenden Modus der strukturellen Reproduktion zum modernen Modus der dynamischen Stabilisierung in den einzelnen Gesellschaftsbereichen seit dem 18. Jahrhundert vollzogen hat. Wenn ich den älteren Modus der Stabilisierung dabei als adaptiv bezeichne, dann will ich damit deutlich machen, dass außer-moderne Gesellschaften nicht einfach statisch waren oder sind – keine Sozialformation hat ohne Anpassungen, Veränderungen und Entwicklungen über einen längeren Zeitraum Bestand. Es gibt in ihnen aber keinen endogenen, strukturellen Zwang zur fortgesetzten Steigerung und Innovierung. Veränderungen vollzogen oder vollziehen sich in ihnen als Reaktion auf Veränderungen oder Herausforderungen in der Umwelt, etwa durch klimatische Veränderungen, durch Naturkatastrophen, durch Kriege oder Krankheiten, oder auch infolge zufälliger, kontingenter Entdeckungen und Entwicklungen. Dass diese Umstellung jeweils auch mit einer Entkopplung oder ‚Freisetzung‘ der je funktionsspezifischen Eigenlogik von traditionellen und religiösen Steuerungs-, Stabilisierungs- und Rechtfertigungsmustern einherging, scheint mir dabei kaum bestreitbar zu sein. Autonomisierung und Dynamisierung der Funktionssphären vollzogen sich gleichsam ‚Hand in Hand‘, ja sie erscheinen als die beiden Seiten ein und derselben Medaille. Umgekehrt war es die entfesselte ökonomische, soziale und kulturelle Dynamisierung der Gesellschaft, welche die überlieferte, ständisch und religiös fundierte Ordnung erschütterte und transformierte.

Dieser Prozess lässt sich instruktiv an den bereits thematisierten Wert- und Funktionssphären der Wirtschaft, der Wissenschaft und der Politik untersuchen. In allen drei Dimensionen bildet sich vom 17. bis zum 19. Jahrhundert eine neue institutionelle Ordnung heraus, welche den adaptiven durch einen dynamischen Modus der Stabilisierung ersetzt. Vielleicht am offensichtlichsten gilt das für die moderne, kapitalistische Wirtschaftsordnung: Anders als die überlieferten Formen bedarfsorientierten und bedarfsdeckenden Wirtschaftens sind kapitalistische Ökonomien strukturell darauf angewiesen,

dass der Kapitalzirkulationsprozess nicht nur ununterbrochen im Gang bleibt, sondern sich sogar beschleunigt und dabei die materielle Wachstumsspirale vorantreibt. Diese Einsicht bestimmt etwa Marx' Postulat, dass der Steigerungsprozess G-W-G' (Geld-Ware-mehr Geld) zum (dynamischen) Subjekt der Geschichte werde, welche selbst die Bourgeoisie vor sich her treibe⁶, aber auch Max Webers Diktum, der Kapitalismus sei die „schicksalsvollste Macht unseres modernen Lebens“⁷, weil er die Muster der Lebensführung, den Ethos und Habitus des modernen Menschen im Sinne der ‚protestantischen Ethik‘ so transformiert und dynamisiert habe, dass sie auf ständige Optimierung, Rationalisierung und Effizienzsteigerung hin ausgerichtet seien. Daraus resultiert einerseits der ökonomische Wachstumszwang aller bekannten kapitalistischen Formationen, andererseits jedoch auch die fortwährende technische Beschleunigung im Sinne der von David Harvey⁸ identifizierten progressiven ‚Raum-Zeit-Kompression‘ und schließlich ebenso der Zwang zur stetigen sozialen Innovation.⁹

Die Umstellung auf den Modus dynamischer Reproduktion ergibt sich jedoch nicht nur durch den ökonomisch erzeugten Innovationsdruck – sie resultiert auch aus der eigenlogischen (in Europa durchaus auch ‚Projekt-getriebenen‘) Transformation der politi-

⁶ Vgl. *Karl Marx/Friedrich Engels*, Manifest der Kommunistischen Partei [1848], in: Marx-Engels Werke, Bd. 4, Berlin 1986, 34–43; vgl. *Klaus Dörre/Stephan Lessenich/Hartmut Rosa*, Soziologie – Kapitalismus – Kritik. Eine Debatte, Frankfurt/M. 2009.

⁷ Vgl. *Max Weber*, Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Eine Aufsatzsammlung [1905], hg. von Johannes Winkelmann, Gütersloh 1991, 12.

⁸ Vgl. *Harvey, David*, The condition of postmodernity. An enquiry into the origins of cultural change, Oxford 1990, 240–307.

⁹ Liest man das ‚Kommunistische Manifest‘ einmal nicht durch die Brille des ‚Klassenkampfes‘, erweist es sich als ungeheuer eindrucksvolles Dokument dieser multidimensionalen Dynamisierung: „Die Bourgeoisie kann nicht existieren, ohne die Produktionsinstrumente, also die Produktionsverhältnisse, also sämtliche gesellschaftlichen Verhältnisse fortwährend zu revolutionieren. Unveränderte Beibehaltung der alten Produktionsweise war dagegen die erste Existenzbedingung aller früheren industriellen Klassen. Die fortwährende Umwälzung der Produktion, die ununterbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände, die ewige Unsicherheit und Bewegung zeichnet die Bourgeoisie-Epoche vor allen anderen aus. Alle festen, eingerosteten Verhältnisse mit ihrem Gefolge von altehrwürdigen Vorstellungen und Anschauungen werden aufgelöst, alle neugebildeten veralten, ehe sie verknöchern können. Alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige wird entweiht [...]“ (*Marx/Engels*, Manifest [s. Anm. 6], 37f.).

schen Sphäre und der Wissensproduktion. Tatsächlich lässt sich die fundamentale Umstellung schon auf der *begrifflichen* Ebene beobachten. Die höchste Autorität in epistemologischen Fragen und Wissensfragen gewinnen im 18. Jahrhundert die *Wissenschaften*, die nicht mehr traditionell oder autoritär gesetztes oder überliefertes oder geoffenbartes Wissen *verwalten*, *sichern* und *tradieren*, sondern Wissen in immer neuen Forschungsprojekten und -programmen stetig erweitern und *neuschaffen*. Die Wissensordnung der Moderne beruht daher nicht auf statischen, sondern auf dynamischen Fundamenten: Alle Lehrsätze sind prinzipiell revidierbar, das *Falsifikationsstreben* wird zum Motor wissenschaftlicher Entwicklung. Der moderne Wissenschaftler verwaltet und sichert oder ‚besitzt‘ im Gegensatz zum vormodernen Weisen oder Priester kein sicheres Wissen und keine unantastbare Quelle, er bezieht seine Autorität aus der Forschung, also aus der permanenten Erschließung von Neuland. Die frühmoderne Hoffnung, dass auf diese Weise doch wieder ein festes Universum des Wissens zu gewinnen sein könnte, dass eine letztgültige Wissensordnung als Ergebnis des dynamischen Forschungsprozesses entstehen könnte, ist mit dem weiteren Fortschreiten der Moderne der habitualisierten (‚konstruktivistischen‘) Auffassung gewichen, dass Wissenschaftler zu sein bedeutet, immer wieder neue Fragen zu stellen, immer wieder neue Antworten zu erhalten. Der Forschungsprozess erscheint so als unabschließbar.

Was auf diese Weise für die Transformation der Wissensordnung gilt, lässt sich nun aber analog auch für die Reproduktion der politischen Ordnung beobachten, und zwar sowohl im Blick auf die *Regierungsform* wie auch hinsichtlich der *Gesetzgebung*. Anders als in monarchischen Herrschaftsordnungen ist die demokratische Herrschaft – als der paradigmatisch modernen Form politischer Verfassung – auf eine stetige Neubestellung hin angelegt: Alle vier oder fünf Jahre wird die Regierung neu bestimmt, ihre Amtsdauer ist von Anfang an zeitlich beschränkt, Lebens- und Herrschaftszeit sind systematisch getrennt. An die Stelle der statischen Herrschaft tritt so der stetige, dynamische Austausch von Regierungen. Es ist das Wissen um die Begrenztheit jeder Regierungsmacht, welche den politischen Prozess und damit die politische Stabilität, Reproduktion und Steuerungsfähigkeit moderner (demokratischer) Gesellschaften im Gange hält. Vor allem aber wird politische Herrschaft auf diese Weise gezwungen und zugleich fähig, sensibel auf soziale

Bedürfnisse und Veränderungen zu reagieren und damit rasche Anpassungsbewegungen zu vollziehen. Diese widerspiegeln sich insbesondere auch in der Logik moderner *Gesetzgebung*: Anders als traditionales Gewohnheitsrecht, religiös überlieferte Rechtsordnungen oder statisches Naturrecht ist das moderne Recht auf seine stetige Entwicklung, Veränderung und Anpassung hin angelegt. Die Rechtsordnung der Moderne basiert ebenso wenig wie die Wissensordnung und die politische Ordnung auf der Idee fester substanzieller Fundamente, sondern vielmehr auf der Institution legitimierter dynamischer *Gesetzgebung*: Es geht in ihr nicht darum, ‚ewiges‘ oder tradiertes Recht *festzustellen, durchzusetzen oder zu bewahren*; die höchste Souveränität liegt vielmehr in der *Legislative* als dem Organ permanenter (Neu-)Schaffung von Recht¹⁰. Auch die Rechtsordnung stabilisiert sich auf diese Weise dynamisch.¹¹

Wie sehr die Moderne nicht nur durch die Transformation der institutionellen Sozialordnung, sondern auch durch die korrespondierende Umstellung der kulturellen Orientierungen gekennzeichnet ist, offenbart sich schließlich im Blick auf die Normen und Muster der ästhetischen Praktiken ebenso wie der individuellen Lebensführung. Wie etwa Boris Groys gezeigt hat, liegt das spezifische Charakteristikum der modernen Kunst und Literatur darin, dass es ihr nicht (mehr) um die Imitation einer gegebenen natürlichen oder sozialen Wirklichkeit, um die Tradierung künstlerischer Formgesetze oder die Erfüllung der Vorgaben ‚alter Meister‘ geht, sondern um Innovativität, Originalität und Überbietung. „Von einem Denker, Künstler oder Literaten wird gefordert, dass er das Neue schafft, wie früher von ihm gefordert worden war, dass er sich an die Tradition hält und sich ihren Kriterien unterwirft“¹². Auf diese Weise aber

¹⁰ Vgl. William E. Scheuerman, *Liberal democracy and the social acceleration of time*, Baltimore 2004.

¹¹ Dies gilt ungeachtet der Tatsache, dass der Prozess dynamischer Rechtsschöpfung seinerseits in der Regel durch eine Verfassung ‚festgeschrieben‘ wird, welche ihrerseits weitgehend statische Züge aufweist, und auch unbeschadet des Umstandes, dass demokratische Gesetzgebung in der Spätmoderne ihrerseits zu zeitintensiv oder zu langsam für die dynamische Anpassung an das hohe ökonomische, wissenschaftlich-technische und soziokulturelle Veränderungstempo zu werden droht. Vgl. ebd. sowie Rosa, *Beschleunigung* (s. Anm. 1).

¹² Boris Groys, *Über das Neue. Versuch einer Kulturökonomie*, München 1992, 10; vgl. auch Daniel Fulda/Hartmut Rosa, *Die Aufklärung – ein unvollendetes*

wird der Kunst- und Literaturbetrieb zu einem unabschließbaren, dynamischen Geschehen, das sich nur durch Innovation und Veränderung zu stabilisieren vermag.

Das Neue ist unausweichlich, unvermeidlich, unverzichtbar. Es gibt keinen Weg, der aus dem Neuen führt, denn ein solcher Weg wäre auch neu. Es gibt keine Möglichkeit, die Regeln des Neuen zu brechen, denn ein solcher Bruch ist genau das, was die Regeln erfordern. Und in diesem Sinne ist die Forderung nach Innovation, wenn man will, die einzige Realität, die in der Kultur zum Ausdruck gebracht wird.¹³

Im Blick auf die Lebensführung und die Identitätsmuster der Subjekte von entscheidender Bedeutung ist dabei, dass sich die Umstellung der sozialen und kulturellen Ordnung auf die Logik dynamischer Stabilisierung und Reproduktion unmittelbar im *Allokationsmodus* der Gesellschaft widerspiegelt. Ist jede soziale Formation dazu gezwungen, Regeln für die Verteilung bzw. Zuteilung ihrer Ressourcen, ihrer Produkte, aber auch von gesellschaftlichen Privilegien und Positionen sowie von Status und Anerkennung zu definieren, so zeichnet sich die moderne Allokationsordnung dadurch aus, dass sie (abgesehen von der Staatsbürgerschaft) in keiner dieser Hinsichten auf statische oder ständische Verteilungsmuster zurückgreift, sondern die Vergabe nach der Logik des Wettbewerbs und dem Prinzip der individuellen Leistung dynamisiert: Während etwa in einer mittelalterlichen Ständeordnung die soziale Position und damit Status und Anerkennung, Privilegien und Chancen, Optionen und Ressourcen, die einer Person (als Bauer oder Handwerker, Bettler oder Krieger, Gräfin oder Königin) zukamen, im Wesentlichen mit der Geburt festgelegt waren, werden diese in der modernen Gesellschaft nach der Konkurrenzlogik immer wieder neu vergeben. Dabei lässt sich zeigen, dass sich der Konkurrenzkampf im Verlauf der Moderne noch einmal in sich selbst dynamisiert, indem in der Spätmoderne nicht mehr um ‚Lebenszeitpositionen‘, sondern um ‚dynamische Performanzen‘ konkurriert wird: Die Allokationsordnung verändert

Projekt? Für einen dynamischen Begriff der Moderne, in: Zeitschrift für Ideengeschichte 5 (2011) 111–118.

¹³ Ebd.

ihre Gestalt nicht mehr im generationalen Wandel, sondern in einem intra-generationalen Tempo.¹⁴

2. Fortschrittsthese

In der Folge ändert sich mit dem Fortschreiten der Moderne beziehungsweise mit ihrem Dynamisierungsgrad auch die Art und Weise, wie Bewegung erfahren wird. Von der Aufklärung bis in die Mitte, teilweise auch noch bis zum Ende des 20. Jahrhunderts wurde die Dynamisierungserfahrung im Horizont von Fortschrittshoffnungen interpretiert: Ökonomisches Wachstum, technologische Innovationen und soziale Beschleunigung wurden selbst dort, wo sie zunächst als Zwang auftraten, tendenziell als Elemente, Mittel oder Voraussetzungen für eine Steigerung von Autonomie- und Authentizitätsschancen wahrgenommen. Denn sie vergrößerten die individuelle wie die kollektive *Weltreichweite* der Menschen:¹⁵ Die Wissenschaft ermöglicht es, mittels Teleskopen und Raketen weiter ins Weltall hinaus und mit Mikroskopen tiefer in die Materie hinein zu blicken; die Transportrevolution erlaubt es, sowohl im Alltag als auch im Urlaub immer entferntere Orte in den Horizont des leicht Erreichbaren zu bringen, die Kommunikationstechnologie bringt die Welt in digitale Reichweite, und der ökonomische Wohlstand macht uns mehr

¹⁴ Vgl. *Hartmut Rosa*, Wettbewerb als Interaktionsmodus. Kulturelle und Sozialstrukturelle Konsequenzen der Konkurrenzgesellschaft, in: *Leviathan*. Zeitschrift für Sozialwissenschaft 34 (2006) 82–104; vgl. auch *ders.*, Von der stabilen Position zur dynamischen Performanz. Beschleunigung und Anerkennung in der Spätmoderne, in: Rainer Forst/Martin Hartmann/Rahel Jaeggi/Martin Saar (Hg.), *Sozialphilosophie und Kritik*, Frankfurt/M. 2009, 655–671.

Gegenläufig und komplementär dazu lassen sich durchaus signifikante soziale Schließungstendenzen beobachten, welche es nahelegen, von einer Rückkehr von Klassenstrukturen zu sprechen: Sogenannte ‚prekäre‘ Unterschichten, die über geringes soziales, ökonomisches und kulturelles Kapital verfügen, haben immer weniger Chancen, sozial aufzusteigen, während umgekehrt die privilegierten Schichten de facto nur selten abstiegsbedroht sind. Diese Schließung ist jedoch nur das materiale *Ergebnis* eines ungleichen Konkurrenzkampfes, dessen *Austrag* dennoch den Dynamisierungsimperativen folgt. Vgl. *Heinz Bude*, *Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft*, München 2010; vgl. *Robert Castel/Klaus Dörre*, *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*, Frankfurt/M. 2009.

¹⁵ Zum zentralen Begriff der Weltreichweite vgl. *Rosa*, Resonanz (s. Anm. 2).

und mehr Dinge unmittelbar verfügbar: Den Menschen bietet sich eine nie da gewesene Anzahl sowohl an Gütern als auch an Lebensoptionen. Sie haben die Freiheit, sich zwischen ihnen zu entscheiden. Was für ein Leben man leben will, liegt nun in der eigenen Hand, so lautet die Verheißung der Moderne.

Just diese Fortschrittserwartung bricht nun in den entwickelten westlichen Staaten aber zusammen: Zum ersten Mal seit 250 Jahren hat die Elterngeneration flächendeckend nicht mehr die Erwartung, dass es den Kindern einmal besser gehen wird als ihr selbst. Ganz im Gegenteil: Sie hofft, dass es ihnen nicht viel schlechter gehen wird, dass die Krisen nicht ganz so schlimm werden, dass die erreichten Standards einigermaßen zu halten sein werden. Dabei ist ihr aber klar, dass das nur möglich ist, wenn individuell und kollektiv noch mehr Energien mobilisiert werden, um Wachstum, Beschleunigung und Innovationen anzutreiben. Kurz: Wir Heutigen laufen nicht mehr auf ein verheißungsvolles Ziel vor uns zu, sondern vor dem katastrophischen Abgrund hinter uns davon. Das ist ein kultureller Unterschied ums Ganze.

3. Erste Autonomiethese

Die Hoffnung auf ein selbstbestimmtes Leben in einer ‚in Reichweite gebrachten‘ Welt bildet seit dem 18. Jahrhundert ein *Grundversprechen* der Moderne. Als normatives und politisches Projekt ist die Moderne darauf gerichtet, sich von autoritären und traditionellen Vorgaben einerseits und von Knappheiten und natürlichen Limitationen andererseits zu befreien, um eine selbstbestimmte Lebensführung zu verwirklichen: Nicht Kirche oder König, aber auch nicht die Vorgaben der Natur sollen uns ‚vorschreiben‘, wie wir zu leben haben (wir entscheiden unabhängig von der Natur, ob es im Zimmer warm oder kalt, hell oder dunkel ist, wann wir Erdbeeren essen oder Skifahren, und vielleicht sogar, ob wir Mann oder Frau sein wollen). Wachstum und Optionensteigerung waren motiviert und legitimiert durch dieses Ziel. Damit verbunden ist die moderne Vorstellung von *Authentizität*, nach der wir die gewonnenen Autonomiespielräume so nutzen wollen und sollen, dass wir das und so sein können, wie es unseren Anlagen, Fähigkeiten und Neigungen, unserer Persönlichkeit und unseren Träumen ‚wirklich‘ entspricht. Wir wollen uns ‚nicht verbiegen‘ müssen, sondern ‚uns treu sein können‘. Kurz: Das